

KULTUR-KOLUMNE

Von Fehlern und poetischen Fahren



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Eigentlich wollte ich heute meine Gedanken sympathischen und poetischen Rechtschreibfehler widmen. Eigentlich. Hätten Sie mir gesagt, verehrte Leserin, verehrter Leser, dass ich irgendwann meine Kolumne mit dem Wort „eigentlich“ beginnen würde, ich hätte diese Annahme vehement von der Hand gewiesen. In schier greifbarer Nachbarschaft ist eingetreten, was schon über viele Jahre andernorts und jetzt noch tödlicher in der Ukraine wütet. Ich hatte wie viele gehofft, die erdrückende Realität würde nicht noch ruchloser als sie global nicht nur das 21. Jahrhundert prägt. Ein erweiterter Krieg! In einer plötzlichen Nähe, die das Fürchten, die Todesangst und den Tod lehrt. Der alte Satz, jeder Tote sei ein Toter zu viel, kommt den Zahlen nicht mehr hinterher. Dieser Augenblick währt schon länger. Seit Jahren. Gewissheiten, besser ausgedrückt, scheinbare Gewissheiten werden fortgesetzt zerbombt. Insofern: Eigentlich.

Ja, eigentlich hatte ich mir eine Kolumne über Grammatik- und Rechtschreibfehler vorgenommen. Auch mit dem Anspruch meinerseits, ein wenig mit den pandemiemüden Augen zu zwinkern und eine leichte Prise flunkernde Unterhaltung in die aufkeimenden Frühlingstage

zu streuen. Durchaus mit Heiterkeit. So hatte ich es mir ausgemalt – bis zu jenem 24. Februar. Dieser Mut machende Frohsinn ist jedoch angesichts der Gräueltaten nicht zu schaffen. Meine Gedanken und Empfindungen, die sich kaum von den Gegebenheiten und den immensen Herausforderungen der „Lockdowns“ und Ausgangssperren, ich will nicht sagen „erholt“, aber doch wieder zuversichtlicher in die nächste Zukunft unserer Breitengrade sinniert und gefühlt hatten, sie wollen nicht mehr zur Ruhe kommen.

Grausam und schändlich

Es herrscht Krieg und wir sind ihre Nachrichtenzeugen. Die Weltlage entblößt sich weiter. Politische Fehler der vergangenen Jahre werden natürlich analysiert und es mangelt dabei nicht an Experten. Vor allem Experten, in minderer Zahl Expertinnen. Auch das sei nicht nur am Rande bemerkt. Die Analysen treffen und helfen kurzfristig doch nicht. Es ist grausam und schändlich, was in diesen Augenblicken in der Ukraine geschieht. Für meine Generation (und in Deutschland) ein unvorstellbarer Horror. Wie wahr dabei die Sätze des französischen Lyrikers Paul Valéry: „Der Krieg ist ein Massaker von Leuten, die sich nicht kennen, zum Nutzen von Leuten, die sich kennen, aber nicht massakrieren.“

Ich ringe nicht nur seit dem 24. Februar bei allem, was ich tue, schon wieder jedem Wort, das irgendwie noch Trost verheißt, einen Hauch Zuversicht schenken könnte. Und: Ich bin nicht der Einzige. Diese Mischung aus Wut, Schmerz und

Hilflosigkeit. Die Bilder und Berichte besetzen den Alltag. Und leider, leider mehren sich nationalistisch-durchtränkte Boykott-Aufrufe wie die Forderung, russische Literatur zu verbannen, anstatt den Dialog der Kunst und in ihr zwischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus der Ukraine und aus Russland zu fördern.

Einer meiner Kollegen schrieb vor ein paar Tagen „business as usual“ sei unmöglich geworden angesichts der existentiellen Frage: Was können wir tun, um die Barbarei zu stoppen? Ich weiß es nicht. Was könnte uns gelingen – ich meine jedem Einzelnen von uns – was in der sogenannten „großen Politik“ nicht gelingt? Die am häufigsten verwendete „Hilflosigkeit“ der letzten zwei Wochen ist womöglich schon die Frage selbst: „Was tun?“ Gar Resignation, bis hin zu manchen Äußerungen, die da sagen, was nutzten die Worte noch und mit ihnen ein Dialog? Es liegt fast alles auf dem Tisch. Politikerinnen und Politiker sprechen davon, dass es keine „Denkverbote“ geben dürfe; Schriftstellerinnen und Schriftsteller organisieren Solidaritätslesungen; es wird gespendet; Menschen auf der Flucht werden in aller Regel mit offenen Armen aufgenommen. Noch. Vielleicht sind gerade jetzt die „kleinen Momente“ der Worte notwendig, die Hoffnung bedeuten. Ich begrüße jede Initiative, die den Worten trotz der düsteren Zeit doch noch Pfade schenken, die vielleicht etwas bewirken könnten.

Neulich erst las ich ein Kinderbuch der Istanbul Autorin Müge Iplikci mit dem schönen Titel „Der fliegende

Dienstag“. Eine Geschichte über ein aufgewecktes Mädchen in der Metropole am Bosphorus. Die Protagonistin heißt Sibel und träumt davon, irgendwann fliegen zu können. Im Buch wird ein Brauch beschrieben, bei dem am Morgen des Zuckerfestes Kinder an Haustüren klingeln. Sie wollen Süßes. Sibel verteilt aber nicht nur einfache Bonbons. Sie hat jeweils einen Sinnspruch auf das Bonbonpapier geschrieben. Die Antwort kommt prompt: „Das ist doof!“, hatte ein Kind protestiert. „Warum denn?“ hatte Sibel gefragt. „Ein Spruch macht uns nicht satt. Gib uns lieber Geld. So, wie es üblich ist.“ „Aber ich habe gar kein Geld“, hatte Sibel erwidert. „Dann helfen uns auch deine Sprüche nichts“, hatte das Kind nachgelegt, während es das Bonbon im Mund hin und her schob.

Nicht aufgeben

Manche erliegen in diesen Tagen der Versuchung, es auch so zu sehen. Ich denke, da ist mehr: die Sprache und deren Sinn! Sie können Verständigung! Eigentlich möchte ich das Wort, das zählt, nicht aufgeben, sondern weiterhin dafür kämpfen, dass es letzten Endes Frieden schafft. Die Kunst und in ihr die Literatur sind poetische Fahren, die uns nicht nur in unbekannte Wirklichkeiten übersetzen, sondern Räume in eine andere Gegenöffentlichkeit wider jeglicher Propaganda erfahrbar machen.

Bis bald!